

EINÜBUNG UND WEISUNG

Wie Gottes Wort sich zeigt

Gedanken zur Emmaus-Perikope

Eine Sonntagsgeschichte: Zwei Jünger befinden sich am Tag des Herrn – sozusagen am ersten Sonntag des christlichen Zeitalters – auf dem Weg in das zirka zwölf Kilometer von Jerusalem entfernte Emmaus. Ihre Köpfe und Herzen sind voll von Erlebtem und Gehörtem, von Aufgeschnapptem und eigenen Erfahrungen, die sie während der vergangenen Tage in Jerusalem gemacht haben und von denen ihnen der Mund übergeht: „Sie sprachen über all das, was sich ereignet hatte.“ (Lk 24,14) Während sie noch reden und ihre Gedanken austauschen, tritt der zu ihnen, von dem ihr Reden handelt und der ihnen dennoch nicht bekannt vorkommt. Und ausgerechnet sie, die die Nachricht der Frauen vom leeren Grab als Geschwätz abgetan hatten (24,11), erkennen nun, geblendet vom eigenen Gerede, den nicht, der sich ihnen zugesellt.

Man kann nicht umhin, über das Folgende ein wenig zu schmunzeln. Jesus verhält sich wie ein argloser, unbedarfter Reisender und fragt die beiden vom religiösen Gespräch Erhitzten, was das für Dinge seien, über die sie sprechen. Das mag ein weltfremder Vogel sein, denken sie mitleidig, der von dem, was sich zutrug, nicht das Geringste mitbekommen hat. Und sie erzählen Jesus von Jesus, von seinem prophetischen Auftreten, „mächtig in Wort und Tat“ (24,19), von seiner Verurteilung, seiner Hinrichtung und von ihren eigenen scheinbar vergeblichen Hoffnungen, die sie in den Mann aus Nazaret gesetzt haben. Schließlich berichten sie von der noch frischen Aufregung, in die sie einige Frauen versetzt hatten, die am Morgen am Grab waren und es angeblich leer fanden ...

Zeichenhafte Präsenz

Kleopas und sein namenloser Freund kennen die ganze Geschichte. Aber sie sind nicht Zeugen der Auferstehung, nur Hörer eines Gerüchts, Zeugen von Zeugen, deren Glaubwürdigkeit offenbar für sie nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Jesus, der eben noch Ahnungslose, holt nun zu einer detaillierten Schriftauslegung aus, doch noch immer fällt der Groschen nicht. Und man mag nicht nur Tadel, sondern auch religionspädagogisches Verständnis heraushören, wenn Jesus zu den beiden sagt: „Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben ...“ (24,25) Als sie schließlich in Emmaus ankommen, tut Jesus zunächst so, „als wolle er weitergehen“ (24,28). Er sagt nicht: Seht her und erkennt doch endlich: Ich bin es selbst. Die hochtrabende Selbstaussage scheint nicht sein Stil zu sein, sich als Herr und Meister zu erweisen. Das war schon beim Verhör des Pilatus so. Auf dessen Fragen, wer er sei und woher er komme, hatte er eher einsilbig geantwortet, als

wollte er andeuten, dass es hier mit nüchternen Behauptungen, die wie Tatsachen klingen, nicht getan sei. Jesus zeigt sich – zumindest in den synoptischen Evangelien – vor allem indirekt, durch eine besondere Art zeichenhafter Präsenz: durch seine Nähe zu denen, die ihn brauchen und ersehnen, durch Solidarität, Heilung und Aufmerksamkeit. Und wenn er spricht, dann nicht in geschliffenen Glaubensformeln, sondern je nach Situation in Parabeln, Gleichnissen und Rätseln. Gerade so behält seine Identität bei aller Entschiedenheit etwas Verhülltes. Und gerade so erweist er sich als der Sohn dessen, der sich dem Mose im Dornbusch offenbarte als der „Ich-bin-da“, als der Spross eines nahen, aber nicht dingfest zu machenden Gottes. „Alles, was sich aussprechen lässt, lässt sich klar aussprechen ... aber was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden.“ (Ludwig Wittgenstein)

So auch in Emmaus. Nicht indem er einen Namen oder Titel vorweist, erweist sich Jesus als der Herr, sondern indem er sich „zeigt“: Beim Mahl mit den zwei Männern vertauscht er die Rollen und macht die Gastgeber zu beschämten Gästen: „Er nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr.“ (24,30f) Diesem Sich-Zeigen Gottes entspricht offenbar kein menschliches Wort, sondern nur eine Form verdichteter Präsenz, wie hier im Mahl.

Begegnung, nicht im Wortgeklingel

Man hat im Anschluss an das 2. Vatikanische Konzil viel getan, um die Wortverkündigung innerhalb der katholischen Liturgie aufzuwerten. Der Eigenwert von priesterlosen Gottesdiensten, Andachten und Schriftbetrachtungen wurde herausgestellt, Bibelkreise entstanden, und im Zuge ökumenischer Annäherung an die Kirchen der Reformation betonte man, dass sich eine Begegnung mit dem Herrn nicht erst im eucharistischen Mahl, sondern bereits im Hören seines Wortes ereignen kann. Diese neue Wertschätzung der heiligen Schrift kann gar nicht genug gelobt werden, und ohne Zweifel hat sie Spiritualität und Geistesleben der Katholiken in den vergangenen dreißig Jahren sehr bereichert.

Die Begegnung mit dem überlieferten Wort, so lehrt uns der Emmaus-Text, steht jedoch in der Gefahr, mit dem eigenen Wortgeklingel verwechselt zu werden. Vor lauter Reden über die Jerusalemer Geschehnisse und darüber, wie man diese zu deuten und zu verstehen habe, sind den beiden wandernden Jüngern die Augen verklebt und die Ohren verstopft. Ihr eigenes Reden hindert sie daran zu sehen, wer da neben ihnen wandert. Weder das Erzählen und Aufzählen der Ereignisse, die sich zugetragen haben, noch die prophetische Deutung durch Jesus, ja nicht einmal Jesu leibhaftige Nähe bewirken einen Erkenntnissprung. Ähnlich wie Maria Magdalena geneigt ist, Jesus für einen Gärtner zu halten (Joh 20,11-18), gehen die beiden Emmaus-Wanderer zunächst davon aus, dass sie es mit irgendeinem ahnungslosen Passanten zu tun haben. Später behaupten sie freilich, das Herz habe ihnen im Leibe gebrannt, als er ihnen die Augen öffnete für den Sinn der alttestamentlichen Schriften. Und das mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass sie ihn drängten, bei ihnen zu bleiben statt weiter zu wandern. Vorerst fällt jedoch die traurige Ironie, die sie dem

schlecht informierten Zeitgenossen entgegenbringen, auf sie selbst zurück. Sie reden und reden und sehen vor lauter Jesusgeschichten und Jesusdeutungen Jesus selbst nicht.

Erst vom Mahl her fällt ein Licht auf die Deutung der Schrift und der in ihr niedergelegten Ereignisse. Erst das Mahl – und nicht die Interpretationskünste der Prediger und Schriftgelehrten und nicht einmal Jesu selbst – macht das Geschehen von Jerusalem im Sinne des Glaubens „eindeutig“ und auf seinen verborgenen göttlichen Kern hin transparent. Erst das Mahl „erleuchtet“. Die Eucharistie, könnte man sagen, wird so zum Kristallisierungspunkt des Glaubens, ohne den jegliche Schriftgelehrsamkeit unversehens in Erbsenzählen und eitles Gerede umschlagen kann.

Schauen, erkennen, schmecken

Das Bekenntnis „Jesus Christus ist der Herr“, „Christus ist der Sohn Gottes, der Messias, der Erlöser der Welt ...“ mag uns außerhalb des liturgischen Zusammenhangs gelegentlich schwer von den Lippen gehen. „Ist“ er es oder „ist“ er es nicht? Wer kann das wissen? Wer kann in diesen Dingen überhaupt etwas wissen? Und so mögen sich Zweifel und Gewissheit übers Jahr hinweg die Waage halten. Aber wir dürfen uns damit trösten, dass Jesus selbst, wie es scheint, mit solchen definitiven Aussagen recht zurückhaltend war. Erst in der Feier der Eucharistie erfährt derjenige, der glaubt oder glauben will, dass es „stimmt“, was hier verhandelt wird. Es ist nicht die Wahrheit welthaltiger Fakten, der wir hier begegnen, nichts Sagbares, letztgültig Formulierbares, das man ein für allemal „hat“. Sondern wir erfahren die spezifische Evidenz des Kultes, das „Einleuchtende“ der Zeichen und ihrer nicht ohne Substanzverlust ins Wort übertragbaren „Sprache“. Ebenso wie der Friede, den Jesus verspricht und gibt, und wie das Reich, das er als König regiert, nicht von dieser Welt sind – so wenig ist es die Wahrheit seiner Person. Wir können sie nur schwer artikulieren in den Zusammenhängen des alltäglichen Diskurses, etwa wenn uns in der Kantine oder auf der Straße jemand in ein religiöses Gespräch verwickelt. Da bleibt stets ein Rest von Peinlichkeit oder Unangemessenheit. Die Wahrheit des Glaubens erschließt sich primär, in dem sie sich „zeigt“: im guten Handeln, in Feier und Gebet. Das Erzählen der Jesusereignisse und ihre Deutung, das ist das Unterwegssein, mithin der „Wortgottesdienst“. Das Mahl mit ihm, der uns das Brot bricht, das ist die Ankunft. Nun geht uns nicht mehr der Mund über, sondern es gehen uns „die Augen auf“ (24,31). Wir schauen, erkennen, schmecken: „Kostet und seht ...!“ Doch indem wir ihn erkennen und nahegläuben, entzieht er sich bereits wieder: „sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr.“ (ebd.) Ähnliches trägt sich bei der Himmelfahrt zu: „Und während er sie segnete, verließ er sie und wurde zum Himmel emporgehoben, sie aber fielen vor ihm nieder.“ (Lk 24,51f) Als könnte es gar nicht anders sein: der Augenblick größtmöglicher Nähe ist zugleich der des Verschwindens. Denn die tiefste Erkenntnis enthält zugleich die Einsicht in die bleibende Differenz. Als ob Jesus zu den Jüngern aller Zeiten dasselbe sagen wollte wie zu Maria Magdalena im Garten: „Halte mich nicht fest ...!“ (Joh 20,17) Denn wo ihr mich zu haben, zu wissen und zu verstehen glaubt, bin ich euch vielleicht am

fernsten. Und wo ihr mich ersehnt, erhofft, vermisst, bin ich euch – wer weiß – womöglich näher, als ihr denkt. In den eucharistischen Gaben Brot und Wein schenkt und erschließt er sich uns wie nirgends sonst, wird greifbar, tastbar, ess- und trinkbar – näher kann uns ja körperlich nichts kommen, als was wir uns essend und trinkend einverleiben. Und doch „haben“ wir ihn nicht. Eine Kippfigur aus Sehnsucht und Erfüllung, immer schlägt eins ins andere um.

Im Zeichen der Eucharistie vollziehen wir dieses für unsere Existenz zentrale und stets etwas schmerzliche Mysterium der Unruhe – und feiern zugleich, dass dieser nicht auflösbaren Dialektik ein Ziel beschieden ist: nicht die Aussicht, dass wir ihn einst (im Himmel) „haben“ werden, dass er unser wird mit Haut und Haar und dass wir mit seiner Hilfe unser armes unvollständiges Leben komplettieren dürfen. Nein, unser wird er, indem wir *sein* werden und in ihn hinein fallen.

Vorerst bleibt der Stachel in uns, dass seinem Schenken kein Schenken von unserer Seite entspricht. Dass wir noch nicht voll erkenntnis- und antwortfähig sind. Darum unsere Unrast, unsere unstillbare Sehnsucht, daher der Eindruck, er entziehe sich uns im Moment größter Nähe und Einheit. Auch von dieser Wahrheit, dass wir noch nicht reif sind für ihn, „erzählt“ oder besser „handelt“ die Eucharistie. Wer möchte da behaupten, dies hätte nichts mit unserem Leben zu tun und die Eucharistie sei im Gegensatz zu Schriftdeutung, Predigt und Wortgottesdienst eine weltfremde und abgehobene Angelegenheit? Der sich entziehende Herr lässt die Jünger von Emmaus (und ebenso uns nach jeder eucharistischen Feier) in der Welt zurück – aber nicht ganz als dieselben, sondern mit einem unverwechselbaren Vorgeschmack auf der Zunge und mit einer Ahnung, was das heißen könnte: „Wandlung“. Und so begeben sich Kleopas und sein Freund unverzüglich wieder nach Jerusalem, wo sie den anderen Jüngern erzählen, was sie mit Jesus erlebt haben und „wie sie ihn erkannt hatten, als er das Brot brach.“ (Lk 24, 35) Doch auch mit diesem Erzählen und Weitersagen wäre es nicht getan, käme nicht hinzu, dass sie gemeinsam wiederholen, was der Herr tat, als er sich zeigte.

Christian Schuler, München